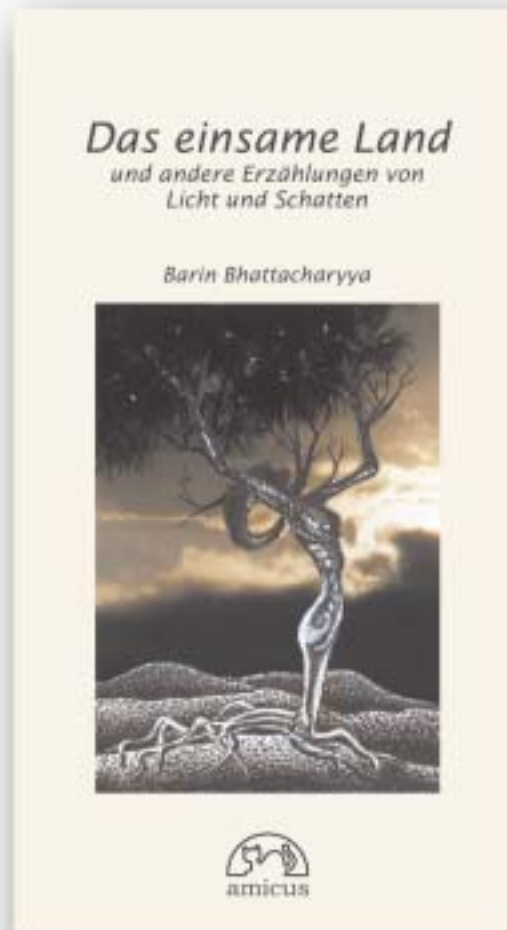


Barin Bhattacharyya

Das einsame Land

und andere Erzählungen über Licht und Schatten



232 S., kart., 5 Abb. s/w

ISBN 3-935660-10-3

9,90 Euro

Der Autor, Jahrgang 1967, lebt und arbeitet in Köln, schreibt bereits seit seinem Kindesalter Geschichten.

In den hier vorliegenden Texten experimentiert er mit verschiedenen Stilen, doch enthalten alle mehr oder weniger mystische und phantastische Elemente.

Jede Erzählung kann für sich allein gelesen werden, aber sie steht meist in einem Bezug zu den anderen Texten. So bildet dieses Buch einen in sich geschlossenen Zyklus.

Inhalt

	Seite
<i>Prolog - Das Spiel der Schatten</i>	5
<i>Zeitler</i>	6
<i>Die Nacht der Wahrheit</i>	9
<i>Loblied auf den Vollbart</i>	17
<i>Der Weg in den Nebel</i>	18
<i>Wie Yuk den Winter besiegte</i>	20
<i>Impression</i>	25
<i>Das einsame Land</i>	26
<i>Das Galgenmännchen</i>	35
<i>Die steinerne Rose</i>	38
<i>Nocturne</i>	97
<i>Die rote Baskenmütze</i>	98
<i>Birnchen und Schweinchen</i>	113
<i>Warten</i>	117
<i>Das Meer und der alte Mann</i>	118
<i>Der Spiegel und die Bernstein-Kette</i>	123
<i>Gebt mir Licht!</i>	134
<i>Die Totensymphonie</i>	138
<i>Münchhausen und die vier Elemente</i>	224
<i>Schemen der Nacht</i>	226
<i>Epilog - Sonnenaufgang</i>	232

Die Nacht der Wahrheit

Lange hatte er gearbeitet. Seine Augen waren rot und brannten, und die Lampe quälte sie. Er löschte das Licht und blickte aus dem Fenster auf die Straße. Es war still; selbst die allgegenwärtigen Geräusche der Autos waren verstummt. Er musste schlafen, jedoch das konnte er sich nicht leisten. Aber vielleicht für nur fünf Minuten ruhen? Danach würde er sich besser fühlen. Er legte die Hände auf die Tischplatte und bettete seinen Kopf darauf.

Später hätte er nicht mehr sagen können, wie lange er so geruht hatte. Auf einmal legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er aufblickte, sah er eine Gestalt im Dunkel. Er staunte. Wieso war er nicht zu Tode erschrocken, sondern eher angenehm überrascht?

Er richtete sich auf und schaltete das Licht wieder an. Dann betrachtete er die Gestalt ihm gegenüber.

Es war eine Frau, eher einfach gekleidet, aber das Kleid stand ihr trotzdem gut. Das Gesicht war sehr fein geschnitten, und ihr langes Haar trug sie offen.

„Ich habe dir einen Kaffee gemacht“, sagte sie weich, „ich glaube, er wird dir gut tun.“

Er starrte auf die dampfende Kaffeetasse. Dann setzten seine Sinne wieder ein. „Wie kommst du hier herein“, stammelte er, „wo sind meine Wachen?“

Er sprang auf und wollte zur Tür. Sie trat ihm in den Weg. „Ruf sie nicht“, sagte sie fest, „deine Wachen können mich nicht sehen. Deswegen haben sie mich auch nicht aufgehalten.“

Einen Augenblick starrte er sie an. Dann packte er seinen Revolver, der jederzeit griffbereit auf dem Schreibtisch lag, und zielte. „Wer du auch bist, lass‘ dir das eine sagen: Ich habe sieben Attentate überlebt, und auch du wirst mich nicht umbringen!“

Sie wich dem Revolver nicht aus. Sie zeigte keinerlei Angst, im Gegenteil begann sie zu lächeln. „Ich bin nicht bewaffnet, und wenn du willst, trinke ich zuerst von deinem Kaffee, damit du siehst, dass er vergiftet ist. Du kannst mich durchsuchen, um dich davon zu überzeugen.“ Und immer noch lächelnd hob sie die Hände.

Auf einmal kam sich der Diktator sehr lächerlich vor. Normalerweise liebte er martialische Posen, aber hier merkte er selbst, dass sie völlig fehl am Platze waren. Er legte den Revolver wieder weg.

„Wer bist du?“

„Ich möchte mit dir sprechen“, antwortete sie gelassen, „mehr nicht. Ich möchte dich fragen, warum du bis tief in die Nacht arbeitest.“

„Warum nicht?“

„Es strengt dich doch an.“

Der Diktator lachte. „Es ist mir neu, dass sich jemand darum kümmert, ob mich was anstrengt oder nicht. Aber wenn du’s unbedingt wissen willst, Mädchen: Ich arbeite so hart, damit die Revolution ihr Fundament erhält und unangreifbar für ihre Feinde wird. Sieh dir das mal an!“

Er zog ein Blatt vom Tisch und hielt es vor ihre Nase. „Eine Todesliste. Wenn ich das Pack nicht schon morgen vernichte, vernichtet es mich übermorgen. Das ist immer so bei Umwälzungen: Es stinkt an allen Ecken nach Verrat.“

„Warum? Müssten die Leute nicht froh sein über eine Revolution?“

„Natürlich müssten sie! Viele sind’s aber nicht. Sie sind zu bequem, um mal Einschränkungen hinzunehmen, weil manche glauben, die Revolution sei nur Betrug.“ Er nahm einen Schluck Kaffee und schwieg. Die Frau wartete. Aber als keine Antwort kam, fragte sie: „Warum glauben sie das?“

„Weil’s so ist. Die Revolution hat begonnen, als ich noch Leutnant war. Damals habe ich geglaubt, für eine gute Sache zu kämpfen. Der Präsident war ein Narr. Alle tanzten ihm auf der Nase herum, und er ließ es sich gefallen. Wir steuerten geradewegs in eine Anarchie. Die Wirtschaft war im Eimer, die Arbeitslosigkeit hoch, und unsere mühsam hochgezogenen Ernten landeten zu wahren Dumpingpreisen auf den Märkten der reichen Länder.“ Er nahm wieder einen Schluck und wunderte sich, dass er so viel redete. Wusste die Frau denn nicht sowieso, was er da erzählte? Und wie kam er dazu, sich so ausführlich über dieses Thema auszulassen? Wer war die Fremde? Wieso hatten die Wachen im Vorzimmer sie nicht gesehen? Der Diktator verstand nicht, warum er sie das nicht fragte. Stattdessen fuhr er fort: „Das Land gehörte den Großgrundbesitzern; sie zahlten schlechte Preise. Es reichte kaum zum Überle-

ben. Mein Vater hat sich die Tuberkulose geholt und ist armselig eingegangen. Meine Mutter war schon seit Jahren tot. Dann kamen die Kommunisten. Sie knüpften die reichen Herren auf und verstaatlichten das ganze Kapital. Aber es klappte immer noch nicht. Sie hätten sich noch Jahre bereichern können. Jedoch dann machten sie den entscheidenden Fehler.“

Er nahm wieder einen Schluck.

„Sie nahmen sich zuviel Geld und kürzten auch den Sold der Armee. Das ist tödlich! Jeder Dummkopf weiß, dass er regieren kann, wie's ihm passt, solange er nur die Armee auf seiner Seite hat. Wirre Zeiten waren das damals; ich hatte es in kürzester Zeit schon bis zum Oberst gebracht. Schließlich trat ich auf den Plan. Die Armee sollte in eine demonstrierende Menschenmenge hineinschießen und weigerte sich, weil sie nicht mehr hinter der Junta stand. Ich versprach ihnen das Blaue vom Himmel herunter. Und sie kamen. Alle, alle



kamen. Am nächsten Tag war ich oberster General und Präsident. Die Junta ließ ich vor dem Volk baumeln, schon am nächsten Tag. Ja, und dann ließ ich alles weitergehen wie bisher, nur dass die Armee diesmal ordentlich bezahlt wurde. Und du siehst: Ich bin seit drei Jahren Präsident, unendlich reich und ich werde noch lange Präsident sein.“

„Also hast du nichts verbessert?“

„Natürlich nicht; Mensch, Mädchen, bist du naiv! Ja, ich geb's ja zu: Auch ich war mal ein Idealist. Als mein Vater starb, schwor ich, dass ich alles besser machen würde. Aber das Volk ist für eine soziale Revolution einfach zu dumm, es will nur fressen und möglichst viel Luxus haben, und am liebsten gleich gestern, auch wenn es vor übermorgen nicht geht. Wenn das gewährleistet ist, ist's ihm egal, wer es regiert. Ich habe es mit Aufklärung versucht. Die Leute wollten nicht. Ich habe gesagt: ‚Leute, es wird nur besser, wenn ihr vor dem Sex verhütet, wir sind zu viel. Das und das müsst ihr anbauen, das ist zur Zeit gefragt. Hört nicht auf die Kirche, die quatscht sowieso nur! Bildet euch, damit ihr wisst, was los ist!‘ Aber es war umsonst, sie hörten nicht. Und mehr noch: Sie waren feige.“

Der Diktator sprang mit geballter Faust hoch. „Ja, sie waren feige! Was ich sagte, tranken sie gierig. Sie kamen gekrochen, auf einmal war ich der große Führer. Speichellecker, Mollusken, Feiglinge, devotes Gesindel, das waren sie! Aber hintenrum nahmen sie sich Geld, viel Geld. Ich warnte. Ich hängte die ersten, aber dann merkte ich, dass schon längst wieder eine Oberschicht bestand, die sich aus denselben Leuten zusammensetzte wie zur Zeit der Großgrundbesitzer und der Kommunisten. Es waren meine Beamten, korrup-

tes Geschmeiß, Polizisten und Bürgermeister. Und das Volk stand nicht auf, es beschwerte sich nicht, es nagelte die Kerle nicht an den nächsten Baum. Sie krochen und sie flehten, die Vermögenden schmierten die Beamten auch einmal. Es war alles wie gehabt.“

Auf einmal wurde er leise und flüsterte schwitzend: „Es gab wieder Slumviertel. Wieder grassierten Cholera, Typhus und Tuberkulose. Wieder interessierte sich keiner der Besserverdienenden für das Elend. Sie rümpften die Nase, wenn sie die stinkenden Abwässer rochen, sie beklagten sich über jede Sozialsteuer. Und die Armen starben wie die Fliegen. Oder soll ich besser sagen: wie mein Vater?“

Das Mädchen hörte ihm schweigend zu.

„Ich habe versucht, die Revolution zu retten“, ächzte der Diktator, „aber es wollte nicht mehr gehen. Aus dem Gemurre über die höheren Steuern wurden offene Drohungen, mich abzusetzen. Und da..., und da ließ ich eine neue Säuberungswelle anrollen. Die Bäume reichten nicht mehr für die Stricke.“

Schwer atmend trank er die Tasse aus. „Es kam zum Aufstand. Jetzt war ich der Sündenbock. ‚Faschist, Diktator‘ schrien sie. Da griff ich zum letzten Mittel: Ich versprach meinen Soldaten das Eigentum der oberen Schichten und ließ alles dem Erdboden gleichmachen. Nun liebten mich die Armen, ich führte Reformen durch. Aber es war schon zu spät: Die reichen Industrieländer hatten längst ihre Chance erkannt und missbrauchten unsere marode Wirtschaft, indem sie uns klein hielten. Unsere teuersten und besten Produkte waren gerade mal gut genug für die Sonderangebote. Wir begannen zu hungern. Weiß Gott, warum die Armen so lange stillgehalten hatten. Nun kam es wieder zum Aufstand - gegen mich. Und da erkannte ich, dass alles zu spät, dass mein großer Plan gescheitert war.“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Willst du noch den Rest hören? Da ist er: Ich empfand nur noch Hass und Ekel für die Menschen. Ich beschloss, nun wenigstens für mich selbst und meine Familie zu sorgen, das war ich meinem Vater schuldig. Die Armee bezahlte ich weiter gut, aber ansonsten dachte ich nur noch an mich selber und diejenigen Lakaien, die ich brauche. Das Volk wollte mich nicht, es wollte meine Reformen nicht, es ging ihm alles nicht schnell genug; da sollten sie mich nun von der anderen Seite kennen lernen.“

Er schwieg. Dann setzte er sich wieder an den Tisch und betrachtete seine Liste.

„Ich habe den Eindruck, dass dein Eifer für das Volk nicht echt war“, sagte das Mädchen.

„Ach ja? Das weißt du sicher ganz bestimmt, du Naseweis!“

„Ich weiß es nicht sicher, aber ich glaube, dass alles nur aus Eitelkeit geschah. Du wolltest bewundert werden. Als das nicht mehr ging, wolltest du lieber gefürchtet als verachtet werden.“

„Halt die Schnauze! Ich brauche keine Predigten!“

Auf einmal wurde das Licht bläulich, und als der Diktator überrascht aufblickte, sah er, dass das Mädchen sich verändert hatte. Vor ihm stand eine hagere, verhüllte Gestalt, die sehr hoch auftragte. Sie kam um den Tisch herum und legte ihm ihre knochige pergamentartige Hand auf die Schulter.

„Ich bin nicht gekommen, um dir Predigten zu halten“, sagte eine tiefe

Stimme feierlich. „Es gibt nur eins, das ich dir sagen will: Noch heute wird ein achttes Attentat auf dich verübt werden, und es wird gelingen. Bereite dich vor.“

Die Hand löste sich von seiner Schulter, und als der Diktator aufblickte, sah er, dass er alleine war. Er sprang auf. Er musste fliehen. Aber als er die polternden Stiefel der Wache auf dem Gang hörte und man wenig später seine Tür aufriss, ohne anzuklopfen, setzte er sich wieder nieder, überhörte die Worte, die man ihm sagte und stützte den Kopf in beide Hände.

Das einsame Land

An einem grauen Regentag stand Elias O'Carolan am Strand und blickte hinaus auf das Meer. Noch einmal schweiften seine Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Ihm fiel ein, wie er als zehnjähriger Junge bei den Prügeleien auf dem Schulhof stets den Kürzeren gezogen hatte.

Als er zwanzig war, stand er auf dem Kasernenhof und baute seine Männchen. Er wusste zwar nicht, wozu das gut sein sollte, aber man hatte ihm gesagt, er werde nicht für das Denken bezahlt, sondern nur für das Gehorchen. So gehorchte er ohne nachzudenken, wie es ein guter wehrpflichtiger Soldat damals tun sollte.

Mit dreißig war Elias ein Fischer mit einer schwangeren Frau und zwei Kindern. An diese Zeit erinnerte er sich gern. Noch fürchtete er sich vor den Stürmen auf der rauen See, aber dort war ein Sturm ja auch etwas anderes als in Belfast, wo Elias seine Kindheit und Jugend verbracht hatte.

Als er vierzig Jahre alt war, hatte sich die Situation wieder geändert. Bei der Geburt des vierten Kindes war seine Frau zusammen mit diesem gestorben, und das dritte erlag später der Diphtherie.

Den fünfzigsten Geburtstag ihres Vaters erlebten die beiden übriggebliebenen Söhne nicht mit, denn sie standen auf dem Kasernenhof und bauten Männchen. Sie waren aus den Erfahrungen ihres Vaters klug geworden und fragten ihren Spieß lieber nicht, wozu das gut sein sollte. So feierte Elias O'Carolan seinen Geburtstag allein.

Schließlich wurde er sechzig Jahre alt. Zwei Freundinnen hatte ihm dieses Jahrzehnt gebracht und genommen. Seine Söhne waren nun selbst Familienväter und ließen sich kaum sehen. Die Zeit war über Elias hinweggerollt; er gehörte zum alten Eisen und zählte nicht mehr.

Und nun, an seinem siebzigsten Geburtstag, stand Elias am verregneten Strand und blickte hinaus auf das Meer. Er spürte, dass seine Kräfte und sein Durchhaltevermögen beim Fischen mehr und mehr nachließen. Lange hatte er an seinem Gedankenspiel gebastelt, aber zum festen Plan war es erst nach seiner Erkenntnis geworden. Diese Erkenntnis hatte er aber erst gehabt, als er zufällig während eines Besuches bei einem seiner Söhne mit anhörte, wie dieser mit seiner Frau über den Geldsegen bei der Testamentseröffnung sprach und dabei seiner Hoffnung Ausdruck verlieh, der Vater möge dem

Bruder nicht zu viel Geld vermachen.

Da gestand sich Elias O'Carolan endlich ein, was er schon lange gespürt hatte: dass er auf das Meer fliehen musste, weil er in der Gesellschaft von Menschen fror. Gegen die Kälte in den Herzen der Menschen war der schneidende Nordwind auf dem Meer eine säuselnde Frühlingsbrise.

Ihm stellte sich aber die Frage, wohin es denn gehen sollte. An welchem Strand gab es denn keine Menschen? Auf dem Meer bleiben konnte er ja auch nicht.

Der Regen hatte aufgehört, und der kalte Nordwind pfiff durch die spitzen Klippen. Das Fischerboot lag am Strand.

Elias ging dorthin und sah es sich aufmerksam an. Langsam strich er mit seinen Fingern über das raue Holz. Sein Blick glitt über den Mast mit dem Segel. Zum Fischen war das Boot wohl gut genug, aber für eine weite Seereise völlig ungeeignet. Mit anderen Worten: Der Plan war undurchführbar. Elias würde wohl immer ein Mensch unter Menschen bleiben, und ein Robinson Crusoe konnte aus ihm nicht werden.

„Nun gut“, sagte der alte Mann zu sich, „begraben wir diese kindischen Wünsche! Aber ich kann doch zumindest mal für ein paar Stunden rausfahren, wie ich es immer getan habe. Der Wind wird mir gut tun und mich aufheitern.“

So zog er das Boot auf das Wasser und stach in See.

Der Nordwind wurde immer stärker und schwoll allmählich zum Sturm an. Das grüne Wasser der Irischen See schien zu kochen und tiefhängende graue Wolken zogen über dem Boot vorbei. Bei diesem Wetter konnte von Fischfang keine Rede sein, aber der war ja diesmal auch uninteressant. Die Gischt sprühte über das Boot und prasselte gegen Elias' Jacke.

„So ist es gut“, rief er laut, „macht nur weiter! Ihr braucht schon einen stärkeren Sturm, um mich zu besiegen!“

Er meinte die Meergeister, die für dieses Unwetter verantwortlich waren.

Als der Sturm schon eine Zeit lang gedauert hatte, sah Elias auf einmal ein großes Stück Treibholz, das auf den Wellen dahintrief. Und auf diesem Holz saß eine Ratte, die sich mühsam festklammerte.

Der Seemann konnte es nicht glauben. Wie kam eine Ratte so weit hinaus auf das Meer?

Wie man sich denken kann, war O'Carolan kein Rattenfreund. Er wusste, welche Probleme sie verursachen konnten, wenn sie auf Schiffen vorkamen. Im ersten Moment dachte er: ‚Wegsehen!‘

Aber dann dachte er daran, dass das Tier letzten Endes genauso verloren war wie er selbst; genau wie er war es allein und überflüssig. Und so kam es, dass er sich dann doch anders entschied, sein Boot an das Holzstück heranlenkte und die Ratte an Bord nahm.

Im ersten Moment saß das Tier nur auf dem Boden und japste nach Luft. Als es sich erholt hatte, öffnete es auf einmal den Mund und sagte: „Dankeschön, Kamerad!“

Fast hätte Elias vor Schreck sein Ruder fahren lassen. Er war sich ganz sicher, dass er die mitgeführte Whiskyflasche noch nicht angerührt hatte, aber

nun holte er sie doch aus der Tasche und sah nach, ob der Verschluss noch fest saß.

„Nun stell dich nicht so an“, sagte die Ratte, „ich habe dich wirklich angesprochen. Also, guten Tag, Kamerad!“

„Guten Tag“, stammelte Elias und kniff sich in den Arm.

Die Ratte lachte. „Hast du's noch nie erlebt, dass Ratten reden können? Naja, ich geb's ja zu, eure Sprache ist auch nicht ganz einfach. Wo willst du denn hin?“

Der Seemann brauchte noch einige Zeit, um sich zu fassen, aber schließlich antwortete er, dass er es nicht wisse. Am liebsten sei ihm ein Ort, wo er keine Menschen mehr sehen müsse. Das konnte die Ratte gut verstehen. Sie teilte ihm mit, dass sie sich im Allgemeinen auch vor Menschen ekele, weil sie außer auf dem Kopf noch nicht mal einen richtigen Pelz hätten.

Elias schüttelte den Kopf. „Nein“, antwortete er, „ich ekel' mich nicht vor ihnen. Aber ich bin alt, und ich habe etwas Geld. Meine Söhne wollen mich beerben und warten auf meinen Tod. Ich kann das nicht ertragen.“

„Geld? Wie schmeckt das?“, wollte die Ratte wissen.

„Das schmeckt gar nicht. Davon kauft man sich Essen.“

„Warum gehst du nicht einfach auf das Feld und isst Korn?“

„Das darf ich nicht. Das wäre ja Diebstahl. Ich muss das Korn kaufen, dann darf ich es essen.“

„Wer verlangt das?“

„Der Bauer, der das Getreide anbaut. Der braucht ja auch Geld.“

„Wozu?“

„Er muss doch was essen.“

„Ich denke, der hat Korn. Da hat er doch was zu essen?“

„Das muss er verkaufen, damit er das Land bebauen darf. Das gehört dem Grundherrn. Der bekommt dann das Geld als Pacht.“

„Wozu braucht der Herr denn Geld? Warum nimmt er sich nicht einfach das Korn?“

„Das darf er nicht - das Korn gehört dem Bauern.“

Die Ratte musterte den Seemann ratlos und kratzte sich. Sie gestand sich ein, dass Menschen wohl nicht nur kahl, sondern auch noch ziemlich kompliziert sind.

Also wechselte sie das Thema. „Wo soll denn der Ort sein, wo es keine Menschen gibt?“

„Wahrscheinlich gibt es ihn gar nicht. Der Sturm lässt nach, und wenn er zu Ende ist, fahre ich nach Hause.“

Die Ratte fragte nicht weiter. Sie kletterte auf eine Taurolle und blickte über das Meer hinweg.

„Wieso kannst du reden?“, unterbrach Elias O'Carolan die Stille.

„Oh, das kann ich schon ziemlich lange. Ich bin ein Gelehrter in verschiedenen Gebieten, vor allem der Magie. Ich bin auf einen Ostindienfahrer gegangen, weil ich ein Gespräch von Seeleuten hörte, worin gesagt wurde, dass die indische Magie besonders alt und weitreichend sei. Aber das Schiff ist untergegangen.“

„Da kannst du noch von Glück sagen. Wenn dich die Seeleute gesehen hätten, hätten sie dich vermutlich erschlagen.“

„Ja“, meinte die Ratte bekümmert, „das ist wahr und erschwert meine Arbeit ungemein. Wenn man ein Mensch sein könnte...“

Mehrere Stunden waren vergangen. Der Sturm hatte sich gelegt und die Wellen platschten leise an die Bordwand. Während der Wind tobte, war die Nacht hereingebrochen und zum größten Teil vorübergegangen. Nun verzogen sich die letzten Wolken und die Sterne funkelten vom Himmel. Am hellsten strahlte die Venus.

„Was ist das dort?“, erkundigte sich die Ratte. Ein schmaler langer Körper trieb durch das Wasser.

„Ein toter Wal“, antwortete O'Carolan. Da leuchteten die Augen der Ratte auf. „Ich hab's!“, rief sie. „Ich habe eine Lösung für unsere Probleme. Gut, dass ich was von Magie verstehe. Setz dich auf die Reling.“

Verdutzt tat er es. Nun begann die Ratte, mit leiser Stimme etwas in einer fremden Sprache zu murmeln.

Plötzlich schien es, als versetze jemand Elias einen heftigen Schlag. Im nächsten Augenblick sah er seinen eigenen Körper vor sich sitzen. „So“, sagte dieser mit unnatürlich lauter Stimme zu ihm. „Jetzt bin ich zum Menschen geworden. Niemand wird mich mehr jagen, und ich kann das Wesen und die Magie der Menschen als Mensch erforschen. Und dafür bist du die Ratte.“

Tatsächlich saß eine Ratte auf der Reling. Elias wollte schreien, brachte aber nur ein Pfeifen zustande. Der fremde Mensch lächelte, packte ihn und warf ihn ins Meer.

Das kalte Wasser versetzte Elias in Panik. Aber da begann der Mensch oben auf dem Boot wieder zu murmeln, und zum zweiten Mal fühlte O'Carolan einen heftigen Schlag. Für einen Augenblick schien es ihm, als verwandle sich der Wal in eine Ratte, die in den letzten Zuckungen lag. Und dann begriff er: Die tote Ratte war er selbst vor wenigen Sekunden gewesen, und während sie starb, war er in den mächtigen Walkörper gegangen, der nun zu neuem Leben erwachte.

Während die Ratte davon trieb, rief der Mensch Elias zu: „Du bist jetzt frei. Denn merk dir dies: Das einzige Land, das der Mensch niemals bewohnen wird, ist das Wasser. Leb wohl, lieber Freund!“ Damit packte er das Steuer und nahm Kurs auf die irische Küste.

Ob er dort einen neuen Ostindienfahrer gefunden hat, wissen wir nicht. Wir konnten nur in Erfahrung bringen, dass ungefähr ein halbes Jahr, nachdem sich seine Spuren in Cork verloren, einige Fälle von Cholera auftraten, denen auch die geldgierigen Söhne von Elias O'Carolan zum Opfer fielen. Und das ist alles, was die Chronik berichtet.

Elias schließt die Augen. Zunächst einmal muss er sich daran gewöhnen, dass er wieder kräftig ist und einen riesigen Körper besitzt. Als er die Augen öffnet und das kleine Boot am Horizont verschwinden sieht, durchrieselt ihn ein Glücksgefühl. Er holt tief Luft und taucht dann zum ersten Mal. Unter ihm erstreckt sich die unermessliche Tiefe des Atlantiks in einem tiefdunklen Blau. In der Ferne rufen die Wale, und Elias versteht die Rufe. In ihnen liegt mehr Harmonie und Liebe, als ein Mensch jemals besitzen kann.

Noch einmal taucht er auf und sieht, wie sich die Sonne allmählich über den

Horizont erhebt. Die Wellen glitzern gelb, orange und rot in ihrem Licht, und die Wolken sind blutrot.

Elias nimmt diesmal mehr Luft und taucht wieder ab. Die Rufe der anderen Wale sind gut zu hören. Und so fasst er sich ein Herz und folgt ihnen.